

Jede Wette gilt als „Glücksvertrag“. Ein Vertrag wiederum stellt die „Knüpfung eines von beiden Seiten verbindlichen Rechtsverhältnisses“ dar. Demnach könnte man zu der Schlussfolgerung gelangen, das Glück vertraglich verpflichten zu können. Zweifellos gibt es unzählige Menschen, unter ihnen die Wetzüchtigen, die in tiefer Herzenskammer dieser Meinung zuneigen. Kein Reinfall vermag sie von der Unsolidität des Partners Glück zu überzeugen.

Noch einmal blättere ich in der von den „Staatlich zugelassenen Buchmacher-Pferdewetten“ herausgegebenen Informationsschrift. Es heißt dort: „Der Buchmacher, Ihr solider Partner im Glück! Spielend wetten und gewinnen.“ Außer diesen verheißungsvollen Parolen weisen die Seiten Zeichnungen auf: vor Freude überschäumende Gewinner, lachende Pferde, jubelnde Jockeys. Da schmilzt man hin. Nichts wie ins Wettbüro. Heutzutage sich in der Gesellschaft freudig erregter Zeitgenossen zu befinden – das allein ist schon Glück.

Ich betrachte die Häuserfront. Ein Pelzgeschäft, ein Juwelier, ein Delikatessenladen. Es flimmert und glitzert. In der Nähe muß sich das Büro befinden. Ich gehe das Straßenstück hinunter. Kehre um. Frage einen Passanten.

„Wettbüro? Sie stehen doch davor.“
Gelinde entgeistert öffne ich die Tür der wahrhaft unauffälligen Stätte. Trete ein. Vollkommen sauerstofffreie Luft schlägt mir entgegen. Augenblicklich packt mich ein Hustenreiz. Die Augen beginnen zu tränen. Als es vorüber ist, vermag ich durch den Tabaksqualm zu blicken. Ich erkenne einen weiten Raum, an dessen Wände Zeitungsseiten geheftet sind. Es gibt Tische, Stühle, einen Fernsehapparat, mehrere Kassenschalter. Etwa fünfundzwanzig Menschen mögen anwesend sein. Je länger man ihnen zuschaut, um so fassungsloser machen sie den Neuling. Überwiegend sind es ältere Männer. Zwei Jugendliche darunter. Zwei Frauen. Einerseits könnten sie einem Geheimbund angehören. Der Eindruck entsteht durch unbestimmte, dem Fremden jedoch spürbare Verbundenheit. Andererseits muten ihre Bewegungen automatenhaft an. Für fremdgesteuert könnte man sie halten. Sekundenlang schauen alle zu mir. Seltener Vogel, denken sie wahrscheinlich. Eine Neugierige, eben mal hereingetapst; uninteressant. Sie verfolgen weiter das Rennen auf dem Bildschirm. Kritzeln Zahlen auf Zettel. Rascheln mit den Rennsportzeitungen. Gelesene Exemplare liegen am Boden neben dort abgestellten Cola- und Kaffeebechern.

Plötzlich eine Lautsprecherdurchsage. Die Köpfe fahren hoch. Atemlose Stille. Die Ergebnisse eines Rennens irgendwo in Deutschland oder im Ausland werden durchgegeben. Erst die Kennnummern der Pferde in der Reihenfolge des Einlaufs. Später folgen die Gewinnquoten: „106, 38, 44, 34, Ita 97, Zwilling 185, Drilling 478.“ Entschlüsselt bedeutet es: Wer 10 Mark auf „Sieg“ wettete (nur die 10-Mark-Wette wird angesagt; höhere und niedrigere Einsätze rechnet der Buchmacher aus) erhält 106 Mark. Wer dagegen den „Drilling“ wählte, erzielte den höchsten Gewinn. Es ist die schwierigste Wette. Die ersten drei Pferde müssen in genauer Reihenfolge angegeben werden. Bei der Italienischen Wette (Ita) muß der zweite Gaul bestimmt werden. „Zwillinge“ sind das erste und das zweite Roß (in beliebiger Reihenfolge). Die Platzwette gilt als risikolose Wette, dementsprechend bringt sie geringeren Gewinn.

Der Buchmacher kann Wetten aushandeln (Buchmacherquote). Auch können von ihm Wettarten angenommen werden, die am Totalisator auf den Rennplätzen nicht getätigt werden dürfen. Er kann eine Wette ablehnen. Ferner hat er die Möglichkeit, mit und ohne Auszahlungslimit zu arbeiten. Er muß seine Spielregeln im Wettbüro bekanntgeben. „Wir arbeiten auf eigenes Risiko. Wir müssen uns absichern können“, werde ich später hören. Die Buchmacherin wird mir ein sie bestürzendes Erlebnis erzählen. Ohne Limit-Absicherung mußte sie für eine lumpige Drei-Mark-Wette 616 Mark auszahlen. Mit Limit wären es 60 Mark gewesen. Da können einem schon die Tränen kommen. Den Wetschein will sie, zwecks Reklame, ins Schaufenster hängen.

Sie rechnen ihre Zettel durch. Einige gehen zur Kasse. „Hast du?“ „Aber ja.“ „Wieder nichts.“ „Ich verstehe das nicht, ich wette treu, es muß doch mal klingeln.“ „Wer setzt schon auf ‚Caprice‘.“

Ich warte, bis es leer vor den Schaltern ist. Dann gehe ich zum mittleren. Der Ausdruck des jungen Buchmachers ist auf „neutral“ getrimmt. Diskretion ist ungeschriebenes Gesetz im Kassenbereich. Gewinne werden unglaublich fix, scheinbar unnahbar gezählt, ins Portemonnaie gesteckt. Man schiebt keinem in die Brieftasche. Taktgefühl, Feinsinnigkeit kann man hier lernen.

„Was würden Sie sagen, wenn ich auf ‚Caprice‘ setzen möchte?“ flüstere ich.

Der Blick des Buchmachers (stets befindet er sich mit dem Kunden im Vertrauensverhältnis) wird wariert. Er schaut in Richtung des linken Gehilfen. Jener leert Aschenbecher aus. Im Hinterzimmer beginnt das Telefon zu schrillen. Mein Buchmacher ringt sich ein Lächeln ab. Vielleicht ist lächeln neu für ihn. Es sieht aus, als flötsche er die Zähne.

„Ach jesses, würde ich sagen“, sagt er.

Wer setzt schon auf Caprice?

In den Wettbüros deutscher Buchmacher herrscht Katerstimmung / Von Esther Knorr-Anders

Er empfiehlt mir, zunächst den „Jockey“ zu lesen und mir einen Lieblingsgaul auszusuchen. Der sollte nicht nur über einen einschmeichelnden Namen verfügen, sondern sich oft unter den Siegern befinden haben. Natürlich brächten die Außenseiter-Röser die höheren Gelder. „Wenn sie gewinnen . . .“

Das 8. Rennen in Auteuil wird angesagt. Es dröhnt aus der Lautsprecheranlage: „Pferde sind am Start. Im Moment keine Verbindung zur Bahn.“ Ich geselle mich zu den anderen, die vor der Zeitungswand auf- und abgehen. Wie sie wandere ich von Blatt zu Blatt. Sage und schreibe ist dort die Vita der Gäule sämtlicher Rennen abgedruckt. Zum Beispiel „Long Life“. Das ist der ermutigende Name eines vierjährigen Wallachs. Seine Eltern sind „Mercurius“ und „Little Darling“. Der Wallach läuft Flachrennen. In Dortmund lief er auf Sandbahn, 1800 Meter. Er schleppte 53,5 Kilogramm (Jockey und Sattelzeug). Im Rahmen seiner Rennpferd-Karriere war es „Long Life“ beschieden, dreimal neunster und einmal fünfzehnter zu werden. Er kann mein Lieblingspferd nicht sein.

Ferner gibt der „Jockey“ Tips: „Mossabundo“ hat bisher kaum etwas gezeigt. „Reichswehr“ lief überraschend gut. „Warana“ hat noch keine Bäume ausgerissen. Der Spion unter den Fachjournalisten meint: „Mein Mumm im Hauptrennen des Tages ist unbedingt ‚Khan in Khan‘. Der Hengst kann einen unerhörten Strich marschieren.“ Ich werde angesprochen. Jener Herr, seinem Gebaren nach ein Dauergast des Etablissements, fragt, ob es mir nicht gelänge, mich für einen Gaul und eine Wettart zu entscheiden. Für diesen Fall empfehle er die „volle Schiebe“. Ich verkneife mir eine Antwort. Unter Zeugen setzt man sich leicht ins Unrecht. „Dabei können Sie Kaffee trinken“, redet er mir zu.

„Voll geschoben“, das heißt, einen Gewinn von Pferd zu Pferd, von Rennen zu Rennen weiterlaufen zu lassen bis zum Ende der Notierung. Ein erheblicher Batzen springt heraus, sofern kein Verlierer die Geldvermehrung unterbricht. Dann ist alles verloren.

„Start für das 8. Rennen. 17 Uhr 20.“ Die letzten haben eingezahlt. Wieder leeren sich

die Schalter. Wieder nähere ich mich dem Buchmacher meines Vertrauens.

„Wie steht's mit der ‚Weizenblüte‘“, flüstere ich. „Hören Sie, ich bin Buchmacher und nicht Landwirt.“

„Die Eltern heißen ‚Blauer Reiter‘ und ‚Weizenkroner‘. Die Stute ist erste und zweite gewesen.“

Sein Blick wird direkt. „Bringen Sie mich bloß nicht außer Form.“

Die elegante, resolute Frau ist einer von zur Zeit 94 Buchmachern in der Bundesrepublik. Sie sitzt in ihrem Büro, umgeben von Telefon, Hellschreiber und Mikrophon. Von hier aus gibt sie die Rennansagen, Quoten usw. in die Wetträume durch. Sie selbst erhält die Sofortinformationen sämtlich vom Deutschen Sportverlag in Köln, der seinerseits mit den Funkzentralen in- und ausländischer Rennplätze verbunden ist. Wenn es nicht gerade läutet, tuckert, wenn sie nicht ins Mikrophon sprechen muß, berichtet sie vom Lebenskampf, ja Überlebenskampf deutscher Buchmacher. Abgründe tun sich auf. Ursache der sich ständig verschlimmernden Wettunlust der Bundesbürger sei die wirtschaftliche Lage im allgemeinen und die sich überall einschleichende Sparsamkeit. Hinzu kämen die ausufernden Unkosten, die enormen Steuern.

„Einmal waren wir 107. Jetzt überlegen viele, ob sie aussteigen sollen. Manche haben das Gewerbe auch nicht mehr nötig. Das sind wenige. Wenige!“

Sie hebt beschwörend die Hand. Hochkarätiger Schmutz funkelt.

„250 Mark kostet die Konzession, die jährlich erneuert werden muß. 150 Mark der Stempel für den Ausweis der Buchmachergehilfen. 16% Prozent der Umsätze kassiert das Finanzamt. Die Gehälter müssen gezahlt werden. Mieten für Räume, für Leihgeräte. Kaum eine Telefonrechnung liegt unter 1600 Mark. Aber sehen Sie sich das mal an . . .“

„Das mal“ ist eine Rechnung des Deutschen Sportverlages über rund 3600 Mark. Sie schaut die Endsumme an, als könne die sich unter ihrem erpöten Blick verkleinern. Der Betrag setzt sich aus Einzelgebühren zusammen: u. a. für Rennsportzeitungen-Abonnements, Hellmierte, Vorquoten,

für die Übermittlung der Reportagen. An sich ist es die Rechnung für eine ungewöhnliche Service-Leistung. Doch dann erfahre ich, daß der Verlag „außer Konkurrenz arbeitet, über das Monopol dieser Art Nachrichtenübermittlung verfügt“. 94 wackere Buchmacher können gegen die Rechnungen nicht aufbegehren. Es ist ihnen verwehrt, zur Konkurrenz überzulaufen.

Der Hellschreiber meldet eine Reportage an. Sie rückt herum, knipst den Streifen ab. Drückt die Speichertaste des Telephons. Sofort ist sie mit Köln verbunden. Anschließend erläutert sie: „Je mehr Buchmacher schließen müssen, desto teurer wird der Sportverlag für die übrigen. Die Gebühren erhöhen sich fast automatisch . . . Nein, sehr gut verdienen, optimal, wie einst, das ist keinem möglich. Die Zeiten sind vorbei.“

Aber wenigstens gut verdienen, wie es damit stünde, frage ich.

Sie nimmt die Brille ab. Betrübliches hat sie mitzuteilen. Keiner Frau würde sie raten, Buchmacher zu werden. 97 Prozent der Männer wollten am Schalter handeln. Ein Kungelton sei erwünscht, müsse eingehalten werden. Auch sollte man mal einen kümmeln können. Wem das, als Dame, nicht liege, dessen Einnahmen schrumpften von selbst . . .

Doch Einnahmen werden erzielt. Von weiblichen Buchmachern wie von den männlichen Kollegen. Ob sie ein ungefähres Durchschnittseinkommen nennen könne? Über den Daumen . . .

Unüberhörbar schwingt Kummer in ihrer Stimme mit. „Optimal“ sei es, wenn ein Geschäft als Familienbetrieb geführt werde. Ohne zusätzliche Angestellte. Günstig wirke es sich aus, wenn eine Kneipe in der Nähe liege. Im Wettbüro dürfen nur alkoholfreie Getränke verabreicht werden . . .

„Läßt sich das Monatseinkommen des Familienverbandes beziffern?“

Sie blickt düster auf den Hellschreiber. Im Familienbetrieb sehe es gänzlich anders aus. Die Mitglieder teilen sich die Tag- und Nachtrennen. In Dortmund werde bei Flutlicht gelaufen. Darüber hinaus seien Buchmacher nicht an das Ladenschlußgesetz gebunden. Es gebe für sie keine Feiertage. Lediglich am Heiligen Abend und am ersten Weihnachtsfeiertag gönnten sie sich Ruhe.

Das sei verabredet. Die einstige Karfreitagspause wurde durchlöchert, und zwar von Bremen aus. Mehrheitlich setze sich die dortige Bevölkerung aus Protestanten zusammen. Ihnen verdanke man den gewonnenen Geschäftstag . . .

Ich drücke ein Taschentuch vor den Mund. Es ist unhöflich, bei einem ersten Gespräch Erheiterung zu zeigen.

Vor allem Rentner und Arbeiter seien Kunden der Wettbüros, fährt sie fort. Zahlreiche Kellner zähle sie zu ihren täglichen Besuchern. Geschäftsleute schlossen sich an. Unverständlich verhalte sich die Jugend. Sie wette nicht, sei durch keine Reklame in ein Wettbüro einzuladen, vielmehr verplempere sie das Geld in Spielhallen. Sogar mit einer Postwurfsendung für Jugendliche und Ausländer habe sie es versucht. Für die Ausländer mehrsprachig. Der Erfolg sei gleich Null gewesen. Es mangle besorgniserregend am Wettwachstum. Dabei könne sich jeder im Wettbüro wohl fühlen. Es sei gemächlich. Für Alleinstehende stelle es so etwas wie eine Heimat her. Man könne mit kleinsten Einsätzen Wetten abschließen, von einer Mark aufwärts . . .

„Selbst Kleinstbeträge sind eine Einnahmequelle“, versuche ich es noch einmal.

Geradezu unheilschwanger vibriert die Stimme. Sogenannte „schwarze Buchmacher“ gebe es mittlerweile in diesem Land. Sie verdürben das Geschäft gründlich. Arbeiten ohne Konzession, folglich ohne Steuerlast. Nein, wenn das so weitergehe. Einmal seien sie 107 gewesen . . .

An dieser Stelle gab ich auf. Endgültig gewann ich den Eindruck, daß deutschen Buchmachern ihr täglich Mittagessen nicht garantiert sei. Wir schwiegen beide. Erschüttert, jeder auf seine Weise. Ich überlegte, ob man vielleicht mit einer Spende, mit einer Bittschrift an die zuständigen Sozialämtern das Ärgste verhüten könnte?

Doch hatte der junge Buchmacher, jener meines Vertrauens, während einer Pause gesagt: „Unsere Kunden wissen, was sie von uns zu halten haben. Und wir wissen, was wir von ihnen zu halten haben.“

Er hatte mich nicht angesehen, sondern in den Raum geblickt. Ich befand mich so gut wie gar nicht neben ihm.